

Radek KNAPP
(Wien)

Der Mann, der Luft zum Frühstück aß*

Niemand wusste so richtig, was im Kopf meiner Mutter vorging. Leute, die sie kannten, behaupteten, dass dort eine entzückende Leere herrschte, andere wiederum konnten geradezu den Donner hören, den der eingeschlossene Geist beim Nachdenken erzeugte. Tatsache war, dass sie manchmal zu erstaunlichen Kopfgeburten fähig war, deren volle Wucht als erstes mich, ihren einzigen Sohn, traf.

Ihre erste Kopfgeburt war fast schon amüsant. Sie gab mir nicht den Namen Jan, wie es bereits ausgemacht war, sondern Walerian. So hieß das Beruhigungsmittel, das sie dazu brachte, meine Geburt zu verschlafen, und sie befand, dass ein derart gelungenes Präparat entsprechend verewigt werden müsste. Dass sie mich dadurch für mein ganzes Leben zu einer Lachnummer abstempelte war nicht so wichtig wie die Tatsache, dass sie von da an in meiner Gegenwart eine Entspannung verspürte, die andere Mütter beim Anblick ihrer Brut niemals empfanden. Trotzdem machte sie davon nicht oft Gebrauch, und als ich ein Jahr alt war, verzichtete sie aus unerfindlichen Gründen völlig darauf. Sie tauchte eines Tages mit mir auf dem Arm im Haus meiner Großeltern auf, und bat sie über das Wochenende auf mich aufzupassen. Sie kam erst nach elf Jahren wieder zurück und fragte, als ob nichts geschehen wäre, wo ich gerade sei. Auf die ironische Frage meiner Großmutter, ob die Uhr ihrer Tochter für elf Jahre stehengeblieben war, gab sie eine Antwort, die in ihrer Ehrlichkeit schon wieder bewundernswert war: Sie sei nicht nur Mutter, sondern auch eine Frau, deren Schwangerschaft unglücklicherweise mit ihrer Jugend zusammenge-

* Der Text stammt aus der Erzählung *Der Mann, der Luft zum Frühstück aß* (Deuticke, Wien 2017) mit Genehmigung des Autors.

fallen war. Sie sei dieser genauso viel schuldig wie mir, wenn nicht mehr, denn die Jugend ginge schnell vorbei; ich hingegen würde noch da sein, wenn sie schon alt und runzlig wäre. Ganz abgesehen von der allgemeinen Verachtung, die ihr dieses Geständnis einbrachte, galt sie von da an als unberechenbar wie eine nordkoreanische Atombombe. Tief gekränkt von dem Vergleich mit einer Massenvernichtungswaffe entwickelte sie die nächste Idee, die meinem Leben eine Richtung gab, die niemand und am wenigsten ich mir erträumt hätte.

Nach einer verdächtigen Ruheperiode, in der sie ihren mütterlichen Pflichten vorbildlich nachging, nahm sie mich eines Tages für eine kurze Autofahrt in die Stadt mit. Wir passierten das Zentrum, den Stadtrand und interessanterweise auch andere Städte, bis wir zehn Stunden später vor einem rotweißroten Schranken in Drasenhofen stehenblieben hielten.

„Auf der anderen Seite liegt Österreich. Dort fangen wir ein neues Leben an“, verkündete meine Mutter und zeigte auf ein Feld hinter dem Schranken, wo ein paar Krähen um eine leere Plastikflasche der Firma Coca Cola stritten.

Als sie meinen verständnislosen Blick auffing, fügte sie hinzu: „Mach nicht so ein Gesicht. Ab jetzt wirst du viele Grenzen überschreiten. Sie werden aus dir das machen, was ich nie geschafft hätte. Einen Mann.“

Ob ich dadurch ein Mann wurde, müsste genauer erforscht werden, aber ganz gewiß wurde ich dadurch zum Experten von Grenzen und ihren Überschreitungen.

Denn gleich nach der Staatsgrenze folgte bereits die nächste Grenze. Der Wechsel von der slawischen Sprache in die germanische. Deutsch zu lernen war für einen Polen genauso schwer wie allgemeine Relativitätstheorie. Aber in Wien kam noch das Problem dazu, dass man dort gar nicht Deutsch sprach.

Ich weiß noch genau, wie ich mich kurz nach meiner Ankunft in ein Lebensmittelgeschäft verirrte, und gleich an der Schwelle den mysteriösen Satz hörte: „Sprüh a Wolkn!“

An dem Gesicht, das diesen Satz gerade fallen ließ, erkannte ich eines: Es war keine Aufforderung, eine Wolke mit einer Spraydose zu bearbeiten, sondern man empfahl mir, das Lokal recht flott wieder zu verlassen. Von da an staunte ich, wie viele Ausdrücke es in dieser traditionell gastfreundlichen Stadt gab, die zum Sich-Entfernen aufforderten, wie etwa „Mach ein Servus“ oder das wieder stark in Mode kommende „Hau dich über die Häuser“. Bestimmt weil es so arabisch klingt.

Doch ausgerechnet der Wiener Dialekt half mir eine Grenze kennenzulernen, die meinen Horizont beträchtlich erweiterte. Als bereits die deutsche Sprache bereits so weit kannte, dass ich kleine Jobs annehmen konnte,

arbeitete ich in einer Wiener Druckerei. Meine Aufgabe bestand darin, Zeitungen zu bündeln. Ich steckte sie in eine Maschine, aus der ein Faden heraus schoss. Wenn man nicht aufpasste, schnürte der Faden nicht nur das Zeitungsbündel zusammen, sondern auch die beiden Hände, mit denen man es hielt. Dann musste man sich an einen Arbeitskollegen wenden, der einen kopfschüttelnd mit einem „Aj Jesus, Jesus“ und einer Schere befreite. Auf diese Weise arbeitete ich bereits ein paar Wochen in Halle A und war jeden Tag aufs Neue verblüfft, dass man überhaupt Geld für so eine spannende Arbeit bekam.

Doch dann passierte das Unglück. Eines Tages sagte mein Chef, ich solle in Halle B gehen und ein „Schragl“ holen. Auf die Frage, was ein „Schragl“ ist, erntete ich den Blick eines Mannes, der noch nie eine blödere Frage gehört hat. „Ein Schragl ist ein Schragl“, erklärte er mir. Ich verließ zum ersten Mal meine traute Halle A und begab mich in Halle B, wo ich nach einem „Schragl“ verlangte. Man gab mir eine Art Regal auf Rädern. Glücklicherweise kehrte ich in Halle A zurück und übergab es meinem Chef. Der sah mich entgeistert an und sagte: „Was hast ma da gebracht? Das ist ein Holztischerl und kein Schragl.“

Ich schüttelte den Kopf: „Das ist ganz gewiß ein Schragl.“

Der Chef platzte heraus: „I arbeit schon zwanzig Joahr do, und du wirst mir net sagen, was a Schragl ist, kloar?“

Ich trottete zurück in Halle B und machte kurzen Prozess.

„Das ist ein Holztischerl“, ließ ich verlauten.

Darauf hörte ich einen Spruch, der mir bekannt vorkam: „I arbeit schon zwanzig Joahr do und weiß, was a Holztischerl ist. Des is a Schragl.“

„Aber nicht in der Halle A“, gab ich zu bedenken. Ich wurde an diesem Vormittag mehrmals wie ein Ping-Pong-Ball hin- und hergeschickt, bis ich das delikate linguistische Gleichgewicht zwischen Halle A und B derart durcheinandergebracht hatte, dass man es nur durch eine radikale Maßnahme wiederherstellen konnte: Ich wurde entlassen. Ich weiß bis heute nicht, was ein Schragl ist, aber dafür lernte ich etwas, was mir das Leben künftig erheblich erleichtern sollte. Wer in Halle A zur Welt kam und von der eigenen Mutter in Halle B entführt wurde, für den würde alles zu einem überraschenden und unberechenbaren Abenteuer werden. Und der einzige, auf den man sich dabei verlassen konnte, war man selbst.